

Martin Sexl

Reflexionen zu »Repräsentation«, »Identität« und »Ethnizität« mit
Randnotizen zu Peter Handke

ÜBERKREUZUNGEN INTERSECTIONS

Verhandlungen kultureller, ethnischer, religiöser
und geschlechtlicher Identitäten in österreichischer
Literatur und Kultur

Negotiations of cultural, ethnic, religious,
and gender identities in modern Austrian
Literature and Culture

Der Titel meines Vortrages bei der MALCA-Konferenz in Wien im Mai 2010 lautete »Reflexionen zu *Repräsentation*, *Identität* und *Ethnizität* mit Randnotizen zu Peter Handke«. Diese drei Begriffe, die in den Kulturwissenschaften eine zentrale Rolle spielen, sind nicht unproblematisch.

A) Der Begriff »Repräsentation« suggeriert, dass es etwas gibt, das zwar abwesend ist, das aber in Form einer mimetischen Bezugnahme, also gleichsam abbildend, vergegenwärtigt werden kann. Diese Suggestion ist aus drei Gründen nicht unproblematisch:

1) Erstens droht sie zu verdrängen, dass *jede* Form der Bezugnahme das, was repräsentiert werden soll, notwendigerweise verfehlen muss, und zwar aus unterschiedlichsten Gründen: Wenn man etwa danach fragt, wie man ein Ereignis adäquat darstellen kann, dann wird man in Kauf nehmen müssen, dass man (a) nicht alles fotografieren oder erzählen kann, dass man (b) als wahrnehmende und lesende Person zu wenig Erfahrung oder zu wenig Informationen zur Verfügung hat, dass (c) manipuliert oder ästhetisch verfremdet werden kann und auch wird, dass (d) Begriffe eine Begriffsgeschichte haben, also mit Konnotationen aus der Vergangenheit gleichsam aufgeladen sind usw. usf. Es gibt also zwischen Ereignis und Repräsentation mehrfache Brüche.

2) Zweitens darf man nicht vergessen, dass jede Repräsentation performativ ist, dass sie also Bedeutungen nicht abbildet, sondern Bedeutungen generiert. Und wenn man etwa bedenkt, dass wichtige gesellschafts-politische Entscheidungen von Menschen getroffen werden müssen, die sich über mediale Vermittlung kundig machen müssen, dann ist die performative Kraft von Zeichen kein triviales Problem, ganz im Gegenteil.

Genau genommen müsste man den Begriff der »Repräsentation« mit dem der »Imagination« ersetzen, weil viele wichtige Phänomene, die auf zentrale Art und Weise mit unserer Identität zu tun haben, »imagined« sind, also Konstrukte darstellen. Das betrifft den Begriff der »Nation« im Sinne Benedict Andersons ebenso wie den der »Ethnie«.

Juli 2010

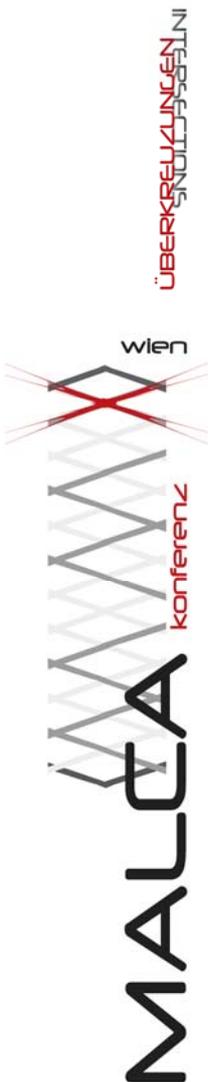
Wenn man etwa von »Repräsentationen von Ethnizität« spricht, dann suggeriert man, dass etwas – gleichsam als etwas Natürliches – *vor* dem Zeichengebrauch existiert und durch Zeichen dargestellt und vertreten wird, und dass auch ein legitimer Anspruch auf Darstellung und Vertretung besteht. Wenn man aber von »imaginierter Ethnie« sprechen würde, dann würde man damit zum Ausdruck bringen, dass man es mit einem kontingenten Konstrukt zu tun hat.

3) Der Begriff »Repräsentation« ist aus einem dritten Grund problematisch: Jede Repräsentation besteht in einem Akt der Interpretation, und jede Interpretation folgt zwangsläufig dem Bedeutungsrahmen des Interpreten oder der Interpretin. Das bedeutet, dass Repräsentation, egal wie wohlwollend sie ist, immer etwas Hegemoniales an sich hat, weil das Repräsentierte den Bedingungen der Repräsentation folgt, also so zurecht gerückt werden muss, dass es für andere verständlich und repräsentabel wird. Das heißt, das Repräsentierende zwingt dem Repräsentierten eine ganz bestimmte Form der Repräsentanz auf.

Die Forderung nach Repräsentation (also nach Darstellung und Vertretung) spiegelt letztlich auch ein hegemoniales Verhältnis wider, denn es gibt jemand, der repräsentieren kann und darf, und jemanden oder etwas, der oder das repräsentiert wird.¹

¹ Wobei Hegemonie bedeutet, wenn man den Begriff in der Bedeutung Antonio Gramscis nimmt, dass jene, die repräsentiert werden, dem Repräsentiert-Werden aktiv zustimmen. Die Repräsentierten sind also keineswegs mit Unterdrückten gleichzusetzen, denn Unterdrückung funktioniert auch ohne die Zustimmung der Unterdrückten. Gramscis Hegemoniekonzept geht, wie gesagt, vielmehr davon aus, dass ein hegemoniales Verhältnis nur dann funktionieren kann, wenn die »Subalternen« – so der Begriff Gramscis in seinen Gefängnisheften (vgl. Gramsci 1999) – den herrschenden Verhältnissen, das heißt auch den herrschenden Repräsentationsverhältnissen, aktiv zustimmen (vgl. Candeias 2007, 19).

Gramscis Subalternitätsbegriff, den er in seiner Analyse von Italiens Gegenwart und der Lage der verarmten Bauern und Bäuerinnen im Süden Italiens entwickelt, rückt ein wirtschaftliches Problem in den Vordergrund, kein Problem fehlender Anerkennung von Unterschieden, die aus der Zugehörigkeit zu verschiedenen kulturellen (bzw. ethnisch konnotierten) Gruppen resultiert. Wenn Gramsci, und darum ist er für die postkoloniale Theorie attraktiv, das Problem der unzureichenden Sprach- und Artikulationsmöglichkeiten der Subalternen nennt, dann geht es nicht um Anerkennungslogiken, sondern im Wesentlichen um die Rolle dieser Möglichkeiten für die Veränderung ökonomischer Verhältnisse. Auch aus Gründen fehlender



ÜBERKREUZUNGEN
SINNKULTUREN

Repräsentation sieht ›Sprecher‹, ›speakers‹ vor, die jemanden vertreten, die eine Form der *Für-Sprache* verwenden. Das kann in Form von Tagungen sein, die über sie gemacht werden und bei denen – von ›ihnen‹ oder von ›uns‹ – über ihre Kultur gesprochen wird, kann aber auch in Form von NGOs sein, die ›wir‹ in die Dritte Welt schicken. Was dabei tendenziell übersehen wird, ist die Tatsache, dass alles, was nicht ›unserem‹ westlichen Modell der parlamentarischen Demokratie (der Repräsentation als Stellvertretung) folgt, ausgeblendet zu werden droht. Peter Handke kritisiert dieses Modell des Sprechers und setzt dem die Narration, das Erzählen entgegen. »Erzählen« könnte heißen, dass man nicht einem Modell von Stellvertretung folgt, sondern *zuhört*, dass man zuhört, was andere reden (talk). Und mit »andere« sind etwa, womit der Begriff der Ethnizität berührt wird, Menschen aus anderen Nationen oder aus anderen Kulturen gemeint, die andere Sprachen sprechen usw.usf. Vielleicht sollten wir, das meint zumindest Peter Handke in seinen ›Jugoslawien-Texten‹, weniger *über* die anderen sprechen oder sie vertreten, sondern ihnen zuhören, und dies vor allem dann, wenn *sie* über *uns* reden. (Und performativ ist dieses Reden in einem starken und für uns bedrohlichen Sinne insofern, dass *wir* als die ›Mächtigen‹ selbst zu Konstrukten werden.)

Das mag naiv und vereinfachend dargestellt sein – und es ist zudem nicht unproblematisch –, allerdings geht es im Moment vor allem um eine grundsätzliche Verdeutlichung eines grundlegenden Problemzusammenhangs.²

Artikulationsmöglichkeiten darf man Subalterne nicht mit dem Proletariat gleichsetzen, denn letztere besitzen sehr wohl eine Sprache und eine Kultur.

Gramscis Hegemoniekonzept ist zwar für die Postkolonialitätsdebatte brauchbar, man darf dabei jedoch nicht übersehen, dass Gramscis Ausgangspunkt für sein Hegemoniekonzept gesellschaftliche Strukturen im Römischen Reich und in den italienischen Stadtstaaten des Mittelalters sind. Gramsci spricht zwar davon, dass die »Sklaven«, »Proletarier«, »Leibeigenen« und »Kolonen« (Gramsci 1999, 2193) im Römischen Reich und in mittelalterlichen Staaten häufig anderen Ethnien angehörten, ist sich aber dessen bewusst, dass das Problem der Subalternität dieser Gruppen nicht die ethnische Zugehörigkeit, also kein Problem des interkulturellen Kontaktes innerhalb kolonialer oder postkolonialer Gesellschaften bzw. zwischen diesen war, sondern ein ökonomisch verursachtes Klassen- bzw. Schichtenproblem.

² Peter Handkes Interventionen im Rahmen der Balkankriege in den 1990er Jahren stellen in erster Linie eine Auseinandersetzung mit der Frage dar, wie man von Ereignissen berichten kann und ob man der vermeintlich objektiven Sprache des Journalismus und der Berichterstattung, die häufig nur schnell verkaufbare und konsumierbare Schlagzeilen produzieren, eine andere Form des Sprechens bzw. Schreibens über Ereignisse entgegen setzen kann. Peter Handke glaubt an diese Möglichkeit: Statt »berichten« und »informieren« kann man auch

Juli 2010

B) Der Begriff »Identität« ist mit seinem Zwillingenbruder »Differenz« zu einem Modebegriff geworden, und es sind gerade die positiven Konnotationen der beiden Begriffe, die eine Kritik an ihrer Verwendung nicht leicht machen.

Identität existiert nur über Differenzierungen: Männliche Identität gibt es deshalb, weil es etwas Weibliches gibt. Österreicher und Österreicherinnen sind wir, weil es Deutsche gibt. Heterosexualität existiert, weil es Homosexualität gibt etc. Identitäten brauchen also die Differenz zwischen eigen und

»erzählen«, statt dem (immer nur *scheinbar* neutralen) »Sprecher« (der doch immer *für* etwas spricht), kann man auch einem »Erzähler« zuhören, der nicht Partei ergreift und sich nicht von der Verkaufbarkeit von Informationen leiten lässt, sondern wahrnimmt, beobachtet und scheinbar Nebensächliches erzählt.

Und dieser Glaube ist nicht ganz unproblematisch, denn Handke will etwas Paradoxes und Unmögliches, nämlich gleichsam jenseits der Geschichte, in einem Zustand der Geschichtslosigkeit erzählen, wie er in »Abschied des Träumers vom Neunten Land« an mehreren Stellen festhält (Handke 1991). Und mit dieser Auffassung beginnt Handke (in den letzten Jahren zunehmend, wie mir scheint), einen Mythos im Sinne Roland Barthes' zu pflegen (Barthes 1964), den »Mythos des Natürlichen«. Und es ist genau dieser Mythos des Natürlichen (mit Anklängen an das »schöne, einfache Leben«, das Handke mit klarer Wertung der kapitalistischen »Westwelt« gegenübergestellt), der die Jugoslawientexte Handkes so problematisch macht, denn nur allzu nahe ist die Gefahr, den Krieg als Möglichkeit zu sehen, eine allumfassende, dekadente, kapitalistische und zerstörerische Warenwelt in ihre Schranken zu weisen. »Und ich erwischte mich dann sogar bei dem Wunsch, die Abgeschnittenheit des Landes – nein, nicht der Krieg – möge andauern; möge andauern die Unzugänglichkeit der westlichen oder sonstwelchen Waren- und Monopolwelt.« (Handke 1996, 72) Den Kapitalismus zu zähmen mag eine gesellschaftspolitisch notwendige Option sein, der Krieg darf dazu jedoch nicht als Instrument dienen. Wobei ohnehin zu fragen wäre, ob Kriege – zumal die »Neuen Kriege« (Münkler 2004) – einer kapitalistisch organisierten Wirtschaft nicht ohnehin willkommen sind, da mit und in ihnen gute Geschäfte gemacht werden können.

Handke ist sich der genannten Gefahr sehr bewusst: »Aber ist es, zuletzt, nicht unverantwortlich, dachte ich dort an der Drina und denke es weiter, mit den kleinen Leiden in Serbien daherzukommen, dem bißchen Frieren dort, dem bißchen Einsamkeit, mit Nebensächlichkeiten wie Schneeflocken, Mützen, Butterschneekäse, während jenseits der Grenze das große Leid herrscht, das von Sarajewo, von Tuzla, von Srebrenica, von Bihać, an dem gemessen die serbischen Wehwehchen nichts sind? Ja, so habe ich mich auch gefragt, ob ein derartiges Aufschreiben nicht obszön ist, sogar verpönt, verboten gehört [...]. Half, der vom kleinen Mangel erzählte (Zahnlücken), nicht, den großen zu verwässern, zu vertuschen, zu vernebeln? Zuletzt freilich dachte ich jedesmal: Aber darum geht es nicht. Meine Arbeit ist eine andere. Die bösen Fakten festhalten, schon recht. Für einen Frieden jedoch braucht es noch anderes, was nicht weniger ist als die Fakten. Kommst du jetzt mit dem Poetischen? Ja, wenn dieses als das gerade Gegenteil verstanden wird vom Nebulösen.« (Handke 1996, 132/133)

Juli 2010

fremd, und Identitätsbildung benötigt Bedeutungen in Form von Bildern und Zeichen, mit denen wir uns identifizieren können. Psychoanalytisch gesehen kann man von »imaginärer Identifikation« oder mit Althusser von einer »Anrufung des Subjekts« sprechen.

Der türkisch-zyprisch-amerikanische Psychoanalytiker Vamık D. Volkan (Volkan 1999a; Volkan 1999b; Volkan 2000; Volkan 2004; Volkan 2005) spricht von »large groupe identity«, wenn er von Zuordnungen von Subjekten zu Nation, Ethnie oder Geschlecht spricht. Wenn es Gruppen von Menschen gibt, die sich in ihrer »large groupe identity« bedroht fühlen bzw. wenn die Identität aus welchen Gründen auch immer labil ist, dann haben wir es mit dem Problem mangelnder oder fehlender Anerkennung zu tun. Wenn man die Identität von jemandem anerkennt, dann stärkt man seine Zugehörigkeit zu einer Gruppe. Und das ist wichtig für die Subjektwerdung und die Subjektstärkung. Aber es ist unter Umständen auch problematisch, weil ich durch Stärkung der Identität von Mitgliedern einer Gruppe auch die Grenze zwischen Gruppen zu stärken oder gar einzuzementieren drohe.

Wir gehen oft davon aus, dass der Anspruch auf Anerkennung zu Recht besteht, aber das ist nicht unproblematisch, denn im wissenschaftlichen Diskurs laufen wir dabei Gefahr, dass wir Konflikte, in denen mit dem Gerede von »ethnischer« und »kultureller Identität« Nationalismus und Ausbeutung politisch verschleiert werden, als zu Recht bestehende Kämpfe um Anerkennung ansehen. In anderen Worten: Teile der Kultur-, Sozial- und Geisteswissenschaften tendieren dazu, aus bestimmten Kategorien politischer Kommunikation, also aus *Praxiskategorien*, *Analysekategorien* zu machen, tendieren also zur Annahme, es bei bestimmten rhetorischen Strategien mit feststehenden Eigenschaften von Mitgliedern einer Gruppe zu tun zu haben (cf. Brubaker 2007). Am Beispiel formuliert: Wer nicht sieht, dass der Begriff »Ethnie« in vielen Konflikten, unter anderem in den Jugoslawienkriegen der 1990er-Jahre, ein Instrument des Nationalismus ist und ihn als Konzept definiert, mit dem ein Gruppe legitimerweise ein Recht auf Anerkennung ihrer Identität und Differenz zu anderen durchsetzen möchte, der sitzt einer politischen Verschleierungstaktik auf.

Das bedeutet, dass bereits die Rede von Identität in bestimmten Fällen problematisch sein kann. Denn manchmal verwenden wir die Begriffe »Identität« und »Differenz«, sprechen also über Anerkennungsprobleme, während wir es

Juli 2010

mit Problemen zu tun haben, die durch sozioökonomisch und politisch hervorgerufene Ungerechtigkeiten ausgelöst werden – mit anderen Worten: mit Ausbeutung und Macht. Und Problemen von Ausbeutung und Macht kann man nicht mit Anerkennung (recognition) begegnen, sondern mit Umverteilung (redistribution), wie Nancy Fraser (Fraser 1995) feststellt.

C) Den dritten Begriff »Ethnizität« betreffend soll nun eine zentrale These zur Diskussion gestellt werden: Die westliche Welt – und mit ihr auch Teile der Kulturwissenschaften – tendiert dazu, Konflikte, die durch ökonomische Unterschiede, das heißt durch Klassenunterschiede, oder durch nationalistische Propaganda ausgelöst werden, gewissermaßen zu *ethnisieren*, das heißt zu naturalisieren, weil die Zugehörigkeit zu einer Ethnie dem »Natürlichen« näher erscheint als etwa die Zugehörigkeit zu einer Klasse. Politik und Ökonomie können wir gestalten, die »Natur« nicht.

In anderen Worten: Durch Ausbeutung oder nationalistische Politik hervorgerufene Ungerechtigkeiten werden gedeutet als kulturelle oder symbolische Ungerechtigkeit, die durch mangelnde oder fehlende Anerkennung bestimmter kultureller Eigenschaften (Stichwort »Identität«) und kultureller Unterschiede (Stichwort »Differenz«) ausgelöst wird (cf. Fraser 1995). Problematisch ist die Vermengung von Anerkennungsdefiziten mit politisch und ökonomisch ausgelöster Ungerechtigkeit vor allem deshalb, weil die Lösungsstrategien in den beiden Fällen sich tendenziell widersprechen: Während das Einfordern von Anerkennung die Identität einer Gruppe und die Differenz zu anderen Gruppen zu stärken versucht, ist das Ziel des Ausgleichs sozioökonomischer und politischer Unterschiede letztlich drauf bedacht, Gruppengrenzen und schließlich auch Gruppen als solche »aufzulösen«. Am Beispiel des Klassenbegriffes bedeutet dies etwa, dass der Kampf um eine Gleichstellung der Arbeiterinnen und Arbeiter konsequenterweise bis zur Abschaffung von Klassengrenzen und damit des Klassenbegriffes als solchem reichen müsste. Das letzte, was Arbeiterinnen und Arbeiter brauchen können, ist die Anerkennung der Differenz zu anderen Klassen, festigt eine Anerkennung doch die Grenzziehung.

Besonders problematisch sind jene Bereiche, in denen mangelnde bzw. fehlende Anerkennung mit politischer und ökonomischer Ungerechtigkeit kombiniert ist. Nancy Fraser nennt unter diesen »bivalent collectivities« »gender« und »race«. Aber auch »Ethnie« ist eine Kategorisierung, bei der das der

Juli 2010

Fall ist. So strukturieren »Ethnie« und »race« etwa die kapitalistische Organisation von Arbeit: So sind beispielsweise türkische oder ex-jugoslawische Migrantinnen und Migranten in Österreich Mitglieder einer politisch-ökonomischen Kaste, die nicht oder schlecht bezahlte Arbeit verrichten müssen. »Ethnie« und »race« weisen aber auch kulturell-wertisierende Dimensionen auf, weil Rassismus und Xenophobie immer mit eurozentristischen Normen der »whiteness« einhergehen (Fraser 1995, 81).

Politische und ökonomische Verhältnisse zu ethnisieren bedeutet letztlich, dass geschichtlich Kontingentes und Veränderbares der Kritik entzogen wird dadurch, dass es gleichsam als natürlich wahrgenommen wird, weil man Differenzen als kulturelle Besonderheiten essentialisiert oder gar als schützenswert ansieht.

Das heißt, die Kulturwissenschaften laufen Gefahr, mit der Verwendung der Begriffe »Repräsentation«, »Ethnizität« und »Identität« unter Umständen nationalistische Politik und auch ökonomische Ausbeutung zu übersehen. Vor allem beim Begriff der »Ethnizität« ist diese Gefahr groß, denn dieser rekurriert auf Herkunftsmodelle von Kultur, die vor allem im deutschsprachigen Raum sehr stark sind, weil die Spätromantik dort so großen Einfluss hatte. Die Spätromantik entwickelt ein Modell von Kultur, in dem unter »Kultur« die gleichsam »natürlichen« Eigenschaften von Mitgliedern eines »Volkes« verstanden werden. Gerade in der Habsburgermonarchie, die sich als Viel-Völker-Staat verstand, und auch auf dem Balkan war dieses Modell sehr einflussreich.

Eine Kritik an nationalistischen (oder auch kapitalistischen) Strategien muss also bereits mit einer *Begriffskritik* ansetzen, und literarische Texte sind ja häufig – weil sie sich als Arbeit an der Sprache, also als Arbeit an der Form, verstehen – eine Form der Begriffs- und Medienkritik. Und aus dieser Perspektive würde ich auch die so genannten »Jugoslawien-Texte« Peter Handkes verstehen wollen.

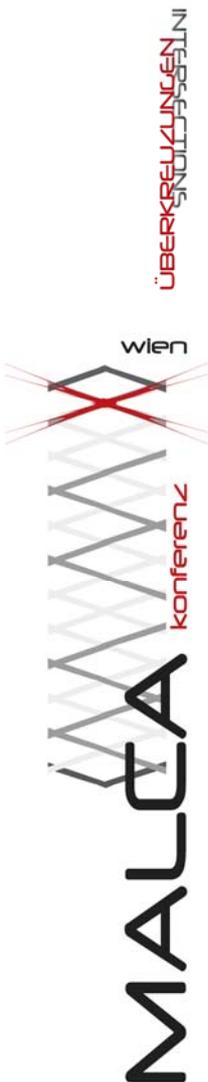
Bei aller berechtigter Kritik an diesen Texten Handkes darf man nicht übersehen, dass er erstens eine legitime und notwendige Begriffs- und Medienkritik ins Werk setzt, dass er zweitens in seinen Texten ethnisch konnotierte Zuschreibungen hinterfragt und teilweise auch vermeidet. Sein in politischer Hinsicht nahezu penetrantes Eintreten für Jugoslawien noch Jahre nach dem

Juli 2010

Zerfall des Staates mag nicht nur realitätsfremd, sondern auch bedenklich sein. Auf der Ebene der Repräsentation vermindert es jedoch die Gefahr der Reproduktion ethnisch-nationalistischer Muster. Dazu ein kleines Beispiel aus seinem Buch »Unter Tränen fragend«: Der Text, der 1999 geschrieben und 2000 publiziert wurde, beginnt mit der Erzählung von einem Abend, den der Erzähler mit einem – Zitat – »jugoslawischen Ehepaar« verbracht hat (Handke 2000, 9). In politischer Hinsicht ist das Jahre nach der Auflösung und dem Zerfall des jugoslawischen Staates trotzig, aber es vermeidet die ethnisch konnotierten Zuordnungen »serbisches« oder »kroatisches Ehepaar« oder »Mischehe«.

Dass Handke nicht nur Jugoslawien die Stange hielt, sondern auch die Serben verteidigte, ist offensichtlich. (Und dass er übersah, dass in Ex-Jugoslawien mit dem Begriff »Ethnizität« nationalistische Strategien verfolgt wurden, ist auch offensichtlich.) Aber man darf darüber nicht vergessen, dass ihn Medien und öffentliche Meinung auch zu einem Serbenfreund *gemacht* haben, weil diese kaum fähig waren, außerhalb von Gegensätzen »Serben« gegen »Kroaten« oder »wir« gegen die »anderen« und Ähnlichem mehr zu denken. Dass in der Wahrnehmung Handke zum Verteidiger der Serben wurde, hat auch mit der Rezeption seiner Texte und nicht nur mit den Texten selbst zu tun. Handke beschäftigt sich nämlich vielleicht weit weniger mit Fragen der Repräsentation, der Identität und der ethnischen Zuschreibungen, als die Medien glaubten und immer noch glauben.

Handkes »Arbeit an der Form«, wie ich seine Poetologie und auch die Stoßkraft seiner Texte einmal nennen möchte, ist für ihn programmatisch seit Mitte der 1960er-Jahre und bedeutet auch ein bewusstes Aussparen jener Ereignisse, auf die sich die Medien in den Jugoslawien-Kriegen gestürzt haben, weil sie den größten Sensationswert versprochen: Massaker, Bombenangriffe oder Granateneinschläge. Handke konzentriert sich lieber auf Nebensächliches, auf das, was er das »Nebendraußen« nennt: auf die Farbe von Wiesen, auf Gespräche mit Zufallsbekanntschaften über die Ernte etc. Wenn Handke den Massenmord von Srebrenica nicht erwähnt oder die Begriffe kritisiert, mit denen über die systematischen Massenhinrichtungen an mehr als 8.000 Menschen berichtet wird, dann darf man nicht gleich schlussfolgern, er leug-



ne die Tatsachen. Vielmehr versucht Handke, wie mir scheint, die Identitätslogik des Krieges zu unterlaufen.³

Und damit schließt er konsequent an eine Position an, die er bereits Mitte der 60er-Jahre formuliert hat. So wirft er der Gruppe 47 bei deren Treffen 1966 in Princeton vor, dass diese die Qualität eines literarischen Textes nicht nach dessen sprachlicher Kraft zur Neuerung oder zur Kritik beurteilt, sondern nur daran, ob auch Auschwitz darin genannt oder thematisiert wird.

³ Die Rezensentinnen und Rezensenten haben das Beschreiben des »Nebendraußen«, wie es Handke auch nennt, oft genug festgestellt und harsch kritisiert: Sie warfen Handke die Verdrängung oder gar Verleugnung der Kriegsereignisse vor. Auch wenn Handkes Kritikerinnen und Kritiker in vielen Belangen recht haben mögen, so übersehen sie doch einige entscheidende Punkte:

(1) die spezifische Ironie der Texte Handkes, die es ihm erlaubt, seine eigenen Verfahrensweisen selbstironisch zu brechen, und die in nahezu allen seinen Werken einen ›Grundton‹ seines Schreibens bilden,

(2) das Faktum, dass Handkes Jugoslawientexte weder Literatur noch politisches Statement sind, sondern beides zugleich, sowie

(3) die Tatsache, dass die Leserinnen und Leser zum Zeitpunkt des Erscheinens der »Winterlichen Reise« (1996) im Normalfall über die Jugoslawienkriege so gut informiert waren, dass eine Aussparung der Kriegsereignisse als legitimes Verfahren angesehen werden kann.

Die Beschreibung des »Nebendraußen« siedelt Peter Handke immer auch in der Nähe des (scheinbar!) Bekannten und Vertrauten an. Handkes Protagonistinnen und Protagonisten leben nicht in einem fernen romantischen Wald fernab der Zivilisation wie bei Thoreau oder in einem stabilen Frieden fernab der Kriegsereignisse, sondern leben ganz nahe und im Spannungsfeld des Krieges. In der »Niemandsbucht« – um nur ein Beispiel dieser Verfahrensweise zu erwähnen – beschreibt Handke einen Vorort von Paris, ein »Nebendraußen«, der gerade deshalb nicht mit einem kleinen Dorf verwechselt werden darf, weil Paris, auch wenn es nie Ziel des Wanderns des Protagonisten wird, doch ständig hinter dem Hügel präsent ist. Und die Beschreibungen scheinbar nebensächlicher Ereignisse in den Kriegen der 1990er-Jahre auf dem Balkan müssen ebenfalls im Lichte der ständig präsent (wenn auch auf diesen Reisen äußerst selten direkt erfahrenen) Kriegsereignisse gesehen werden. Damit erreicht Handke, dass man diese Kriegsereignisse, die man scheinbar so gut zu kennen glaubt – wurde man doch ständig damit in den Medien konfrontiert –, anders zu sehen beginnt.

(4) Übersehen haben viele Kritikerinnen und Kritiker auch, dass gerade in einem Kriegsfall die Wahrnehmung von außen und die von innen stark auseinander zu klaffen beginnen: In der medialen Wahrnehmung von außen sind die Schlachten, Massaker oder Lager präsent, weil sie den höchsten Sensationswert haben, für viele Betroffene werden aber plötzlich die ganz normalen alltäglichen Nebensächlichkeiten so wichtig: Wie komme ich jetzt zu meiner Arbeitsstelle? Wer besucht meine kranke Mutter im anderen Stadtteil? usw. Und dieses Auseinanderklaffen, das Unvertrautwerden und damit Bedrohtsein des Vertrauten macht Handke zum Thema.

Juli 2010

Wenn Handke historische Ereignisse ins Spiel bringt, dann spricht er nicht über die Ereignisse, sondern darüber, was die Begriffe bedeuten, mit denen man über die Ereignisse spricht, wie diese Begriffe verwendet werden und was sie auslösen. Und eine solche Begriffskritik ist mehr als legitim, sie ist notwendig. In seiner Büchner-Preis-Rede von 1973 meint er:

»Ich bin überzeugt von der begriffsaflösenden und damit zukunftsächtigen Kraft des poetischen Denkens. [...] Sowie beim Schreiben auch nur der Ansatz eines Begriffs auftaucht, weiche ich – wenn ich noch kann – aus in eine andere Richtung, in eine andere Landschaft, in der es noch keine Erleichterungen und Totalitätsansprüche durch Begriffe gibt.« (Handke 1984, 45f.)

Wenn man die performative Kraft von Sprache und Begriffen berücksichtigt und Handkes »Jugoslawien-Texte« als Begriffskritik versteht, was sie in meines Erachtens in erster Linie sind, dann kann man die Notwendigkeit und das Potenzial dieser Texte, trotz der politischen Problematik und über diese hinaus, vielleicht wieder schätzen.

Literatur:

Barthes, Roland (1964): *Mythen des Alltags*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Brubaker, Rogers (2007): *Ethnizität ohne Gruppen*. Hamburg: Hamburger Edition.

Candeias, Mario (2007): »Gramscianische Konstellationen. Hegemonie und die Durchsetzung neuer Produktions- und Lebensweisen«. In: Merken, Andreas/Diaz, Victor Rega (Hrsg.): *Mit Gramsci arbeiten. Texte zur politisch-praktischen Aneignung Antonio Gramscis*. Hamburg: Argument Verlag.

Fraser, Nancy (1995): »From Redistribution to Recognition? Dilemmas of Justice in a »Post-Socialist« Age.« In: *New Left Review*.

Gramsci, Antonio (1999): »An den Rändern der Geschichte (Geschichte der subalternen gesellschaftlichen Gruppen) – 25. Heft der Gefängnisheft-

Juli 2010

te«. In: Gramsci, Antonio.: *Gefängnishefte 9 (22.-29. Heft)*. Hamburg: Argument Verlag.

Handke, Peter (1984): »Die Geborgenheit unter der Schädeldecke«. In: *Büch-ner-Preis-Reden 1972-1983*. Mit einem Vorwort von Herbert Heckmann, Stuttgart: Reclam.

Handke, Peter (1991): *Abschied es Träumers vom Neunten Land*. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Handke, Peter (1996): *Eine winterliche Reise zu den Flüssen Donau, Save, Morawa und Drina oder Gerechtigkeit für Serbien*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Handke, Peter (2000): *Unter Tränen fragend*, Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Münkler, Herwig (2004): *Die neuen Kriege*, Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Volkan, Vamık D. (1999a): »Psychoanalysis and Diplomacy: Part I. Individual and Large Group Identity«. In: *Journal of Applied Psychoanalytic Studies* 1, Nr. 1.

Volkan, Vamık D. (1999b): »Psychoanalysis and Diplomacy Part II: Large-Group Rituals«. In: *Journal of Applied Psychoanalytic Studies* 1, Nr. 3.

Volkan, Vamık D. (2000): *Das Versagen der Diplomatie: Zur Psychoanalyse nationaler, ethnischer und religiöser Konflikte*. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Volkan, Vamık D. (2004): »Traumatized Societies and Psychological Care: Expanding the Concept of Preventive Medicine«. In: Knafo, Danielle (Hrsg.): *Living with Terror, Working with Trauma. A Clinician's Handbook*. Lanham (Maryland): Rowman & Littlefield Publishers.

Volkan, Vamık D. (2005): *Blindes Vertrauen. Großgruppen und ihre Führer in Krisenzeiten*. Gießen: Psychosozial-Verlag.

Juli 2010